



**Predigt beim Gottesdienst  
zur Eröffnung des Ephorenkonventes  
Johannes 21, 15-19  
8. März 2013  
Es gilt das gesprochene Wort**

**„Und es handelt sich darum, alles zu leben. Leben Sie jetzt die Fragen.“**

Rainer Maria Rilke, Briefe an einen jungen Dichter, 1903

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesus Christus. Amen

Jesus spricht selten zur Masse. Die prägenden Dialoge sind fast immer Einzelgespräche. Oftmals stehen Menschen um ihn und seinen Jüngerkreis herum. Lauschen, hören, fragen, zeigen ihren Unmut oder ihre Zustimmung. Aber die wichtigsten Gespräche sind Einzelgespräche. Man könnte die großen Reden Jesu herausnehmen, die beispielsweise das Matthäusevangelium sortieren, die Rede gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer oder die Rede über die Endzeit. Doch selbst hier ist es nicht immer „das Volk“, zu dem er spricht, sondern meist - wie beim Weltgericht oder der Bergpredigt - der überschaubare Kreis der Jünger. Es ist geradezu eine besondere Intimität, die in diesem Vertrauenskreis gilt, wenn es heißt: „Traten seine Jünger zu ihm und sprachen, als sie allein waren“ (Mt.24,3)

Viele spannende Passagen jesuanischer Botschaft sind Dialoge. Mit reichem Jüngling, sorgendem Hauptmann, scheuem Zöllner, schweigender Frau, fragenden Jüngern, cleveren Schriftgelehrten, mit Gott und dem Teufel. So wie Jesus die Städte meidet, sie förmlich umgeht, so meidet er den Kontakt mit der Masse, manchmal läuft er geradezu davon. „Und es kam eine große Menge zusammen, zu hören und gesund zu werden von ihren Krankheiten. Er aber zog sich zurück in die Wüste und betete.“ (Lk 5,15f) Jesus mag keine Kollektivansprachen, er liebt das Einzelgespräch oder die Kleingruppe. Wanderrabbiner waren keine Demagogen.



Bei Tomás Halík, einem tschechischen Priester, der 1978 heimlich zum Priester geweiht wurde, las ich in seinem Buch „Nachtgedanken eines Beichtvaters“ sein Bekenntnis: „Ich kann mir nur schwerlich vorstellen, dass die Aufforderung zur kollektiven Frömmigkeit auf irgendeiner Versammlung mit Transparenten „Jesus liebt dich“ und mit einem unerträglichen lächerlichen Händeklatschen wie im Sturzflug über mich hereingebrochen wäre. Übrigens haben zur Zeit meiner Konversion die Stadien und Zirkuszelte noch ausschließlich ihrem ursprünglichen Zweck gedient und sind nicht für religiöse Clownereien hergegeben worden.“<sup>1</sup> Er empfiehlt als hilfreich: Skepsis, Ironie und Treue gegenüber dem kritischen Verstand. Halík bleibt in der persönlichen Begegnung, mit einer Abneigung gegen Megaphone und einer schamlosen Leichtigkeit, die Gott banalisiert, wenn sie über ihn oder mit ihm redet. „Ich selbst habe mich dem Glauben langsam angenähert“, formuliert er und beschreibt damit eine dialogische Situation, wie wir sie in den Evangelien finden.

Die Verse aus dem Johannesevangelium sind ein zentrales Schlussfragment. Es ist ein Dialog. Es sind gerade in diesen österlichen Wochen meist die letzten Kapitel, die Schlusszenen der Evangelien, über die wir predigen. Was geschieht noch? Welche Sätze werden gesagt? Wohin führt der Film? Für mich ist es unerträglich, am Ende eines Films meinen Sitznachbarn fragen zu hören: „Und was nun? Kriegen die sich? Oder stirbt er noch? Hast Du das verstanden?“ Verstehen wir die Auferstehung Christi so, dass wir sie nicht nur behauptend berichten und als Glaubenssatz vorformuliert zum Nachsprechen bereit legen? Können wir aus diesem Schlussfragmenten, die in gedrängten Erzählsequenzen am Ende der Evangelien stehen, geschrieben viele Jahrzehnte nach Jesu Tod, theologisch von der Geschichte der ersten Gemeinden schon getränkt, einen Fortsetzungsfilm erzählen, der uns Lebens-Antworten gibt? Menschen warten Jahr für Jahr auf diese Antworten.

Jesus spricht mit Simon Petrus. Er fragt ihn. Jesus fragt gerne. Fast 300 Fragen sind in den Evangelien aufgeführt. Zieht man die synoptischen Doppelungen ab, bleiben immer noch 200. Viele davon rhetorisch. Meist sehr knapp. Manche gehen tief, viele bleiben unbeantwortet. Einige Fragen sind so schön, dass man sie nicht mit einer Antwort zerstören sollte. „Wen suchst Du?“ (Joh 20,15) „Wer sagt ihr, dass ich sei?“ (Mk 8, 29), „Warum seid ihr so furchtsam?“ (Mt 8,26), „Was fragst Du mich?“ (Joh 18, 21) „Hast Du mich lieb?“ (Joh 21,16) Es sind knappe, offene

---

<sup>1</sup> Tomás Halík, Nachtgedanken eines Beichtvaters, Freiburg 2012, 81f

Fragen zumeist. Es gibt darauf nicht eine korrekte Antwort. In vielen Fragen Jesu geht es nicht um eine präzise Antwort. Es gibt nur die je eigene, die ganz persönliche Antwort. So geschieht es auch in dieser Sequenz im Johannesevangelium.

Jesus fragt Petrus zweimal nach seiner Bereitschaft zur unbedingten Liebe („agapas-me?“). Und zweimal antwortet Petrus mit „Philo-se“. Also eigentlich eher mit „Nein“, denn „Ja“ hieße „Agapo-se“. Irgendetwas stimmt nicht. So, als würde man seiner Frau sagen: „Ich liebe dich“ und zurück kommt ein „Ich mag dich auch!“ Petrus verspricht nur die „Philia“, die vertrauensvolle Freundschaft, nicht aber die „Agape“, die bedingungslose Liebe. In der Tat stimmt etwas nicht. Petrus begegnet dem Auferstandenen, mit dem er in seiner menschlichen Schwäche, aufgrund der dreimaligen Verleugnung gebrochen hatte. Eine vollmundige Zusage, die Petrus sonst so sehr zu eigen war, ist nicht mehr möglich.

Jesus umschließt das Versagen seines immer wieder stolpernden Jüngers. Bei der dritten und alles entscheidenden Frage greift er das Wort auf, das Petrus benutzt. Er fragt ihn: Simon, phileis me? Gegen jede der drei Verleugnungen, die Petrus tat bevor der Hahn krächte, steht ein Bekenntnis zur Freundschaft, welches die Verleugnung nicht ungeschehen macht. Aber dennoch nimmt Jesus die menschliche Schwäche, den menschlichen Schmerz über das petrinische Unvermögen wahr, umschließt sie. Dieser Schmerz bleibt. Doch diese Gesprächsebene, diese Geschichte der beiden wird hineingenommen in den Dreischritt des Dialogs. Wir sind Unerlöste und Erlöste zugleich. Wie schwer fällt uns diese Einsicht, die wir das Ganze, das Perfekte so sehr herbeisehnen und gleichzeitig daran leiden, es nie zu erreichen. Auch für den Glauben an Jesus Christus erleben wir es in diesem Dialog. Jesus beharrt nicht auf dem Anspruch. Er meidet sogar den Anspruch der Totalität.

Fulbert Steffensky schreibt dazu: „Es wächst ein merkwürdiges neues Leiden, das durch überhöhte Erwartung an das Leben...entsteht... Mein Beruf soll mich erfüllen. Meine Ehe soll ungetrübt glücklich sein. Der Partner soll der beste Liebhaber sein und die Partnerin die beste Köchin. Die Erziehung der Kinder soll gelingen. Solche Totalitätserwartungen an eine Liebe programmieren ihr Scheitern. So ist das Leben nicht. Die meisten Ehen gelingen halb, und das ist viel. Meistens ist man nur ein halb guter Vater, eine halb gute Lehrerin,... Und das ist viel...Das Leben ist endlich...Wer nur Ganzheit erträgt, gerät in Panik, wenn er die Lebensverletzungen



wahrnimmt...“<sup>2</sup> Und wir können ergänzen: Auch die Ansprüche an unseren Glauben bleiben unvollständig, zögerlich, bruchstückhaft. Für uns als „Vorbilder“ des Glaubens manchmal schwer zu ertragen. Jesu Frage bleibt nachsichtig. Welche Antwort erwartete er? Das vollständige Opfer in der Nachfolge? Wie sähe das aus?

Viele der Fragen Jesu führen dazu, Lebensverletzungen wahrzunehmen. Das löst Erschrecken aus. Ich in der Welt. An Gott vorübergehend, seine Fragen ignorierend. Und in meinen Antworten wird das fragmentarische des Lebens sichtbar. Was lag an großen Antworten nicht bereit, die ich geben wollte? Welche Ernsthaftigkeit und Disziplin, welche Treue sollte mein Glaube haben! Gewollt war das alles, nach meinen Wünschen und Planungen. Und nun fragt er mich! So erlernen wir ein Ertragen des „Glaubens im Vielleicht“. Im geringgeschätzten, dem „kleinen Glauben“. Dieses „Vielleicht“ ist kein Ausdruck des Argwohns gegenüber Gott, vielmehr des Misstrauens mir selbst gegenüber. Ein geringer, ja unansehnlicher Glaube muss nicht allein die Frucht der Sünde der Kleingläubigkeit sein. Im geringen kann manchmal mehr Leben und Wahrheit enthalten sein als in der „großen“ Gläubigkeit. „Wenn euer Glaube auch nur so groß wäre wie ein Senfkorn ...“ (Lk 17 5-7)

In den Gesprächen um die Auferstehung gibt es kein Volk. Es gibt nur kleine Gemeinschaften. Zwei, die mit ihm spazieren, Maria, allein am Grab, die Jünger, meist in kleinen Gruppen, die ihn sehen. Die Erfahrung der Auferstehungsbotschaft ist vielleicht die persönlichste Glaubenserfahrung. Und sie lässt sich am wenigsten behaupten. Sie lässt sich nur befragen, mit Fragen ertasten. Persönlichen Fragen. Die Auferstehung Jesu hat die geringste Glaubwürdigkeit bei allen Befragungen über den Status des christlichen Glaubens in unserer Gesellschaft. Das Kind in der Krippe beherbergt den zärtlichen Anfang, das Kreuz, den schmerzlichen Tod und alles in der Hand des Schöpfergottes. Die Auferstehung bleibt fremdartig.

Vielleicht ist Ostern nur die Weitergabe der Fragen notwendig. Die Auferstehung, wenn sie mehr sein soll als bekennnishaft Formeln, bleibt die Grundfrage, woraus sich Hoffnung in meinem Leben und dieser Welt ableitet. Die teilweise banalen Behauptungen des Ostergeschehens langweilen mich inzwischen. Sie scheinen mir manchmal Vergewisserungen für die Menschen-ohne-Zweifel zu sein. An bestimmten Floskeln und Klischees entzündet sich kein Glaube. Wenn

---

<sup>2</sup> Fulbert Steffensky, Mut zur Endlichkeit, Stuttgart 2007, 20ff



christlicher Glaube zur Frage wird, zum persönlichen Dialog, dann in diesem Ereignis des Unverstandenen. In den Fragen, die Jesus stellt, merken wir, wie er uns auf die Reise schickt. Antworten fallen uns nicht ein, wir wollen uns nicht selbst belügen, Gott schon gar nicht, also zögern wir... und so führt er uns, wohin wir nicht wollen.

Das meiste in unserem Leben waren keine selbstbestimmten Entscheidungen. Gingen wir, wohin wir wollten? Wer sendete uns, wer bestimmte die Wege? Es geht mir nicht um die Annäherung an seelische Tatsachen, sondern um das Entwickeln von Erzählungen über uns selbst. „Und führen wohin du nicht willst“, Helmut Gollwitzer hatte 1951 seine Erinnerung an die russische Kriegsgefangenschaft so überschrieben. Gollwitzer hatte die Massen erlebt. Er hat den Kollektivrausch der Menge erlebt, als Abertausende auf die Frage: „Wollt ihr den totalen Krieg?“ brüllten: „Ja!“. Und aus diesen Erfahrungen, entsteht seine Skepsis gegenüber dem Kollektiv. „Jeder Einzelne ist mehr als die Gattung“, schreibt er in der Auseinandersetzung mit dem Marxismus. „Er lebt im Kollektiv und nicht ohne das Kollektiv, aber er lebt nicht allein vom Kollektiv, sondern als von Gott geliebter in einer Beziehung, die die Beziehung zum Kollektiv umfasst sich aber mit ihr nicht deckt; er lebt von und für Gott, er hat seinen Sinn in einer persönlichen Beziehung,...“.<sup>3</sup>

Vielleicht sind für die Erfahrung der Auferstehung nur die radikale Vereinzelung und der intime Dialog wichtig. Gott fragt mich ins Leben hinein und ich erzähle. Ich erzähle, wohin ich geführt worden bin. Es gibt keine Rechtfertigung der Tausenden, sondern nur des einzelnen Lebens.

Dazu helfen Fragen.

Nur Fragen.

„Wen suchst Du?“

„Wovor fürchtest Du Dich?“

„Hast Du mich lieb?“

Amen

---

<sup>3</sup> Helmut Gollwitzer, Die marxistische Religionskritik und der christliche Glaube, Hamburg 1971, 105